

Aus den Tagen der Defrabisten.

Nach dem Russischen von Wilhelm Thal.

Der alte Schipoff war Gott weiß wie lange bei der Polizei angeheilt gewesen und hatte als Polizist so Manches erlebt. Und ein gutes Gedächtnis hatte er; obwohl er fast bei Jahren war, konnte er sich doch an Alles bis in die kleinsten Einzelheiten erinnern. Man konnte in ihm nachschlagen wie in einem Buche, und er hatte, wenn er gefragt wurde, gegen das Erzählte nicht das Geringste einzuwenden.

Eines Abends waren wieder mehrere Freunde zusammen und plauderten, als der alte Schipoff zu Besuch kam. Er war immer willkommener und wir ließen ihn gern in unserer Mitte Platz nehmen. Es dauerte nicht lange, da warf einer von uns eine Bemerkung hin, die Schipoff Veranlassung geben konnte, von schon längst verschwundenen Zeiten zu erzählen — und das gelang uns auch.

„Ja, es war im Jahre 1825,“ sagte er. „Das war eine sehr merkwürdige Zeit. Keiner wußte, wer eigentlich Kaiser war, denn einen Kaiser hieß es, Nikolaus hatte dem Throne zu Konstantin Besten entsagt, und den nächsten Augenblick versicherte man wieder, Konstantin habe sich zurückgezogen, damit Nikolaus Kaiser bleiben könnte. Die Sache war: Konstantin hatte seine Thronentsagung wirklich unterschrieben, und das Dokument lag in Moskau. Aber man wußte nicht recht Bescheid damit. Der Kaiser Alexander der Erste war ja etwas plötzlich gestorben, ehe er Zeit gehabt hätte, die Thronfolge zu ordnen. Daher kam es, daß Alles in der schrecklichsten Unordnung war. Einige riefen: Es lebe Kaiser Nikolaus! während Andere wieder riefen: Es lebe Kaiser Konstantin!“

Wir von der Polizei nahmen das natürlich mit Ruhe auf, denn es konnte uns ja ganz gleichgültig sein, wer von ihnen Kaiser blieb. Wir hatten nur zu gehorchen und im übrigen nach Dieben, Mördern und anderen Missethättern Ausschau zu halten. Polizisten und Gendarmen müssen dabei sein, wer auch auf dem Throne sitzen mag.

Aber es war, wie gesagt, eine merkwürdige Zeit. Den einen Tag kam ein Manifest, das vom Kaiser Nikolaus unterschrieben war, und den nächsten Tag eins, unter das Kaiser Konstantin seinen Namen gesetzt hatte. Da war es denn auch nicht so merkwürdig, daß die Leute zuletzt weder aus noch ein wußten, und daß die wunderlichsten Gerüchte im Umlauf waren. Da benutzten denn Uebelgenannte Personen die Gelegenheit, um Unklarheit anzurichten.

Kurz vorher war es gerade Nikolaus, dem als Kaiser gehuldigt worden war. Ich verrichtete damals gerade Dienst im 1. Polizeibezirk. Er wurde von einem Kanal begrenzt, der sich bis zu der Straße hinzog, wo jetzt der Garde-Boulevard mit seinen Lindenalleen und Kasernen liegt — ja, Petersburg ist ja auch nicht wieberzuerkennen.

Am Morgen des 14. Dezember war ich gerade auf dem Nachhausewege, da sehe ich irgendwo, daß sich eine Menge Menschen angeammelt haben. „Was fällt dir denn ein?“ sage ich zu mir selbst, „sie benehmen sich ja ganz ordentlich und machen keinen Skandal. Laß du sie doch nur in Frieden.“ Aber kaum bin ich auf die Polizeistation gekommen, da höre ich, wie draußen auf der Straße gerufen und geschrien wird. Es ist ja möglich, daß ich damals etwas aufpulte — ich war ja noch sehr jung — ich eins, zwei, drei los und reune auf die Schreikräfte zu: „Wollt Ihr wohl den Mund halten,“ rief ich ihnen zu, „sonst werde ich Euch...“ Mehr konnte ich nicht sagen, denn nun betamen die Pfeifer einen anderen Laut. Man hatte meine Uniform bemerkt, und aus dem Schwarm schrie einer aus vollem Halbe: „Das ist ein Polizist, schlägt ihn todt!“

Da lief ich denn davon, was ich nur konnte, und der ganze Schwarm hinter mir drein. Ich kürzte in einen Thorweg und von dort auf einen Hofplatz, wo ich ein Kellerfenster offen stehen sehe. Ich mit einem Satz zu dem Fenster und hinein in eine stinkende Schlammgrube. — Ihr könnt mir glauben, meine Uniform wurde nicht schön davon. — Ganz unten im Keller standen ein paar große, leere Tonnen mit einem Deckel darüber. Ich krieche in eine hinein und verberge mich, so gut ich konnte. Ich war überzeugt, sie würden mich bald finden, und es ist auch möglich, daß ich Angst und Bange hatte. Mit den Leuten war nämlich nicht zu spaßen. Einer von meinen Kameraden wurde von ihnen buchstäblich in Stücke gerissen. Ich stehe also in der Sonne und laufe, aber es bleibt alles ruhig. Es wurde nicht nach mir gesucht, und die Gefahr war überstanden.

Da krieche ich denn aus der Tonne und schleiche mich nach Hause, um andere Sachen anzuziehen, und gehe dann herunter zum Paradeplatz, wo eine Menge Leute stehen, meistens Frauen und Kinder. Es war ein großes Gedränge, aber nicht die geringste Unordnung. Die Leute sprachen davon, es solle Parade abgehalten werden, und das dürfte den Kaiser erwarten. Aber das konnte ich doch nicht glauben, denn dann hätte es die Polizei doch wissen müssen. Ich drängte mich weiter vor, um besser zu sehen. Ja, ganz recht, da ritt der Kaiser umher und ließ sich von den Truppen huldigen, die ihm treu geblieben wa-

ren, die Gewehre wurden präsentirt und kräftig „Hurra“ geschrien. „Aber wo waren denn die Ausrücker?“ fragte einer von uns den alten Schipoff.

„Ich sah keinen, aber es waren doch wohl welche da,“ meinte Schipoff, „ich konnte nichts weiter entdecken als viele Tausende friedliche Menschen, die da standen und sich die Pracht anjahen. Später wurde mir erzählt, es wäre diesen vielen Menschen befohlen worden, sich fortzuschleppen und nach Hause zu gehen, aber ich weiß nicht, ob das wahr ist.“

Nun wollte ich heim, um die Uniform anzuziehen, und dann wieder auf den Paradeplatz zu gehen. Mit einem Mal bemerkte ich Barbara Grigorjevna, ein vertieft schön junges Mädchen, in das ich bis über beide Ohren verliebt war, und wir kamen ins Gespräch. Sie fragte mich, was denn los wäre, und ich antwortete, der Kaiser sei da, und es sollte Parade abgehalten werden. Wir stehen noch da und schwagen, da trafen ein paar Kanonenschüsse los; wie ich später gehört habe, hatten die Artilleristen Befehl bekommen, ein paar blinde Schüsse abzufeuern, um die Leute auseinander zu bringen; aber diese Schüsse hatten keine andere Wirkung, als daß die Leute glaubten, die Parade solle jetzt erst richtig losgehen, und so drängten die Leute deshalb nur noch näher. Jetzt sagte ich Barbara Grigorjevna: „Wieder und wollte weiter, hatte mich aber noch nicht viele Schritte von ihr entfernt, da wurde wieder mit Kanonen geschossen. — Aber diesmal waren es keine blinden Schüsse... Kartätschen mähnen alles nieder! Du guter Gott, das verzeihe ich nie. Der ganze Platz hallte von einem Entsetzensschrei wider, und überall lagen getödtete oder verwundete Menschen, das Blut floss in Strömen, und von allen Seiten hörte man Klagerufe und Todesröscheln. Diejenigen, die nicht getödtet oder verwundet waren, hürzten in wilder Flucht davon; die Strauchelnenden wurden von den vorwärtsstürzenden Massen sofort niedergedrängt. Jeder denkt nur an sich selbst; der Starke bahnt sich seinen Weg, der Schwache wird niedergeschlagen. Ich sah eine Mutter, die von ihrem Kinde getrennt wurde, das von dem Menschenmeer augenblicklich verschlungen und in eine blutige Masse verwandelt wurde... Nicht rüh der Strom mit, und ich weiß gar nicht, wie ich zur Polizeistation gekommen bin. Beständig drohten mir die Kanonenschüsse in den Ohren. Ich war mehr todt als lebendig und setzte mich deshalb in die dunkelste Ecke des Wachtzimmers, um mich ein bißchen zu erholen.“

Als alles ruhig geworden war, wurden wir nach dem Paradeplatz kommandirt. Es war ein schrecklicher Anblick! Da lagen Laufen von Leichen und sterbenden Menschen, der Schnee war mit Blut, Eingeweiden und abgerissenen Gliedmaßen bedekt. Und mitten in all diesem Elend entdeckte ich Barbara Grigorjevna's Leiche. Sie, das lebensfreudige junge Mädchen, das mein Weib hatte werden sollen und mit der ich kurz vorher gesprochen und geschert, lag nun dort, elend von den Fischen zertreten. Verzweifelt warf ich mich an ihrer Leiche nieder, ich glaubte, ich würde nicht im Stande sein, diese Trauer zu ertragen, und wünschte nur, ich wäre auch todt. Doch die Zeit heilt alle Wunden. Es ist nun so viele Jahre her; ich habe mich verheiratet, habe Kinder und Enkel... aber dennoch wird mir so jenseitlich zu Mute, wenn ich an den Tag denke.“

„Wurden viele verwundet und getödtet, Schipoff?“ fragte einer von den aufmerksam Laufenden. „Ja, schrecklich viel, die Kartätschen machen reinen Tisch. Wir wurden abkommandirt, um den Paradeplatz wieder in Ordnung zu bringen, das war das schwerste Stück Arbeit, bei dem ich mit dabei gewesen. Wir mußten überall waschen und spülen, die Leichen wurden haufenweise fortgeschafft. Aber dann fing man an, alle die zu verfolgen, die im Verdacht standen, an der Verschwörung theilgenommen zu haben. Die Gefangnisse wurden bald überfüllt und die Polizei war Tag und Nacht auf den Beinen. Es waren schreckliche Zustände. Der Himmel bewahre uns, daß wir noch einmal solche Zeiten erleben! Aber davon will ich Euch ein andermal erzählen.“

„Ich war selbst in zwei oder drei dieser Gefangnisse. Es war so gut wie nie davon die Rede, daß die Verantwortlichen sich bei solchen Gelegenheiten zur Wehr setzten; das Blutbad vom 26. Dezember schien sie vollständig entmuthigt zu haben. Wir hatten darauf gerechnet, wir würden so manchen harten Strauch mit ihnen auszukämpfen haben, aber es wurde wie gesagt nichts daraus. Das Ganze wickelte sich so ruhig und friedlich ab, daß es ein wahres Vergnügen war.“

Es dauerte nicht lange, da bekam ich etwas anderes zu thun. Damals stand der junge Fürst Dobjewski bei der Garde in Petersburg. Es war ein Prachtler. Schön war er und so gut und freundlich, daß seine Soldaten und Leibigenen ihn gleichsam vergötterten. Fürst Dobjewski hatte ein Palais in der Bolsaja Morstaja und wohnte dort. Am 26. Dezember hatte er im Winterpalais Wache gehabt, und als er abgelöst worden war, fuhr er sofort in einem gewöhnlichen Mietskutschen nach Hause

und kleidete sich vollständig um. Zu großer Verwunderung des Portiers fuhr er gleich wieder in demselben Schlitten fort, der Fußsteher hatte auf ihn gewartet, während er sich umkleidete; — nie war er vorher so einfach gefahren. Er hatte einen großen Federbusch auf dem Helm und einen Mantel umgeworfen. Der Portier, der der fürstlichen Familie viele, viele Jahre gedient, konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Aber wollen Eure Durchlaucht denn wirklich...“

Er hatte den Fürsten fragen wollen, ob er sich denn wirklich wieder in den gewöhnlichen Schlitten setzen wollte, aufstatt einen von seinen eigenen anspannen zu lassen, aber der Fürst unterbrach ihn mit den Worten: „Lech es nur gut sein, mein Freund, ich muß mich beeilen.“

„Und nicht Ihr, wo er hinfuhr?“ Sporntrichs nach dem Paradeplatz fuhr er, und dort sah man ihn unter den Ausrücker! Später erhielt man Beweise dafür, daß Fürst Dobjewski wirklich an einer Verschwörung gegen den Selbstherrscher theilgenommen hatte. Man fand einige Briefe und andere Papiere, die er hinterlassen hatte. Doch er selbst war spurlos verschwunden; man forschte und suchte, doch fort war er. Er befand sich nicht unter den vielen, die auf dem Paradeplatz getödtet wurden, und es half auch nichts, daß man seine Verwandten und seine Leute in scharfes Verhör nahm; man holte nichts aus ihnen heraus. Sie konnten keinen anderen Bescheid geben, als daß der Fürst nach Hause gekommen war, sich umgekleidet hatte und wieder fortgefahren war.

Nun dachte man aber, daß der Fürst früher oder später, oder einer von denen, die mit ihm in Verbindung standen, ins Palais zurückkehren würde, um sich dies oder jenes zu holen, und darum erhielt ich den Befehl, zusammen mit neun Genarmen ein wachames Auge auf das fürstliche Palais zu halten und sofort jeden anzuhalten, der mir verdächtig vorkam.

Nun sollt Ihr hören, wie es zuging. Zwei oder drei Tage später — ich kann mich nicht so genau erinnern, ob es zwei oder drei waren — war ein Unteroffizier vom Zekaterinenhof zur Hauptwache unterwegs, um seinen Rapport abzustatten. Während er dahingeh, bemerkt er, daß draußen auf dem Eise, nicht weit vom Lande, etwas Schwarzes liegt, und dicht daneben das Rad eines alten Fahrzeuges, das gestrandet in dem Eise festgefroren sein mußte. Er geht begreiflicherweise näher heran, um zu sehen, was es ist, und bemerkt nun, daß man ein Loch in das Eis gehauen, das aber bereits wieder zugefroren war. Da er am Rande liegt ein Säbel, ein Paar Pistolen, ein Offiziersmantel und ein Helm mit Federbusch. Der Mantel lag halb unter dem Eise und das war natürlich festgefroren.

„Was mag das wohl zu bedeuten haben?“ denkt der Unteroffizier. „Ob man hier jemand ertränkt hat, oder ob ein Raubmord verübt sein mag, das ist nicht anzunehmen, denn dann hätte man wohl den Mantel und alles andere mitgenommen. Es muß sich also jemand freiwillig ins Wasser geworfen haben.“

Der Unteroffizier geht weiter, entschließt sich aber doch, von dem, was er gesehen, Meldung zu machen, als er an der Polizeiwache auf dem Admiraltätsplatz vorüberkommt. Der Unteroffizier hat, was er sich vorgenommen, doch als er in die Wache kam, sah er, daß der Polizeimeister sich in eigener hoher Person darin aufhielt. Der Polizeimeister hieß damals Tschitschikoff; er war bekannt wegen seiner grenzenlosen Strenge und Rücksichtslosigkeit gegen jeden, der nur irgend verdächtig war, daß er mit der Verschwörung gegen den Kaiser etwas zu thun hatte. Als der Unteroffizier von seinem Fund auf dem Eise erzählt hatte, sagte er nur: „Es ist gut. Kehre sofort um und zeige uns die Stelle.“

„Das kann ich nicht,“ versetzte der Unteroffizier, „ich habe Befehl, einen Bericht in der Hauptwache abzuschicken.“

„Wagt Du es, Einwendungen zu machen?“ — Halte den Mund und thue, was ich sage. Ich werde die Verantwortung auf mich nehmen.“

So zogen sie denn mit dem Unteroffizier ab. Als man die Stelle erreicht hatte, wo alle Sachen auf dem Eise lagen, schlug man das Loch wieder auf, zog den Mantel heraus und unterlegte ihn und auch die anderen Dinge ganz genau. Dann ließ man Leute holen, die einen ganzen Tag mit Bootschätzen und Spaten in dem Wasser herumsuchen mußten. Aber das half nichts, man konnte keinen finden, der ertrunken oder erdormt worden war.

„Der Strom hat wohl die Leiche ins Meer fortgeführt,“ meinte der Polizeimeister, „oder sie hat sich vielleicht auch unter dem Rad festgehalt.“

man hatte gemerkt, daß es nicht geheimer war, und hielt sich kluglich fern. Die meisten von denen, die wir finden, kamen bald wieder auf freien Fuß; soviel ich weiß, war nur einer darunter, der sofort nach Sibirien mußte.

Aber nun will ich Euch erzählen, wie es mir ging. In dem Zimmer, in dem ich mich in diesen Tagen aufhielt, standen des Fürsten Paradeestiefel. Ich, der große Gott! Das waren ein paar Stiefel! Ich bin überzeugt, sie hatten 100 Rubel gekostet. Sie ähnelten ganz und gar denen, die man für uns Polizisten vorgeschrieben, das heißt, was die Form betrifft. Es war mir nicht möglich, den Gedanken an die Stiefel loszuwerden. Wüßt Ihr, was ich glaube? Ja, ich glaube, es war der Böse selber, der die Stiefel in das Zimmer gesetzt hatte, um mich in Versuchung zu führen. Ich dachte an sie den ganzen, ausgeflogenen Tag, und in der Nacht träumte ich davon. Zuletzt konnte ich es nicht mehr aushalten; ich drehte den Schlüssel im Schloße herum und probierte die Stiefel an. Und könnt Ihr Euch so etwas Ausgefeimtes denken: sie paßten, als wären sie für mich gearbeitet gewesen. „Hm!“ sagte ich zu mir selbst, „Fürst Dobjewski kommt nicht wieder. Wenn du die Stiefel nicht nimmst, thut es natürlich ein anderer. Du mußt sein Narr sein, Schipoff!“ sagte ich und — behielt die Stiefel an.

So war es denn also überstanden, und seitdem zog ich die Stiefel bei allen feierlichen Gelegenheiten an, und Ihr hättet bloß sehen sollen, was meine Kameraden für große Augen machten. Sie wollten gar nicht glauben, daß ich sie ehrlich und rechtlich bezahlt hatte...

Aber Ihr wollt doch hören, wie es Dobjewski ging!... Er war nämlich gar nicht ertrunken, die Geschichte mit dem Eisloch war nämlich nur eine Falle gewesen, um die Polizei zu foppen.

Eines Abends, kurz nach dem, was ich jetzt erzählt, kommt Dobjewski zu seinem Onkel Dimitri Lanstoj gekleidet, der einer der größten Leute des Reiches war. Keiner der Diener hatte ihn wiedererkannt, mit Ausnahme eines einzigen, aber der war treu und hätte ihn nie verraten, und wenn man ihn auf die Folterbank gelegt hätte. Dobjewski wirft sich vor seinem Onkel auf die Knie und sagt: „Onkel, rette mich und verbitra mich in Deinem Haus!“ — „Was will ich, aber Du mußt bald wieder von hier fort!“ — „Schon morgen will ich Dein Haus verlassen. Dank, Dank!“ — „Komm! jecht mit mir!“ Dimitri Lanstoj führte seinen Neffen in ein abgelegenes Zimmer und sagte zu ihm: „Wenn Dir Dein Leben lieb ist, so bleib hier, bis ich zurück bin. Ich muß jetzt in einer wichtigen Angelegenheit fort, aber Du siehst mich bald wieder!“

Dimitri Lanstoj verließ seinen Neffen, verschloß die Thür hinter sich und begab sich direkt zum — Kaiser.

Ein paar Stunden darauf wurde Dobjewski verhaftet und nach der Peter Pauls-Festung überführt. Später wurde er nach Sibirien verbannt. Und Dimitri Lanstoj, der Schurke, der Verräther, ging herum und prahlte damit, daß er eine Pflicht gethan als des Kaisers treuer Diener...“

Samuel Brannon.

Historische Erinnerung aus den vorzeitlichen Californien. Von R u f u s.

Was die ältesten Führer der Mormonen eigentlich beabsichtigt haben, als sie im Frühjahr von 1846 eine Kolonie nach San Francisco schickten, ist nie mit historischer Genauigkeit ergründet worden — aber alle Umstände scheinen darauf hinzudeuten, daß sie damals geplant hatten, ihren Hauptstift, ihre heilige Stadt, in Californien zu gründen. Vor der Macht der öffentlichen Meinung hatten sie erst aus Ohio, dann aus Missouri und schließlich aus Illinois weichen müssen — es wurde ihnen allmählich klar, daß in den Vereinigten Staaten, wenigstens in dem besiedelten Theile derselben, keines Weibens für sie war, man ließ sie nirgends zu Ruhe und Frieden kommen. Sie mußten sich also anderweitig eine Zukunft suchen. In Missouri hörten sie von den sonnenigen Ländern am Pacific, wo der Boden fruchtbar und das Klima lieblich war, wo das Land noch billig war und wo das Vieh im Sommer und Winter Weide fand — das war das gelobte Land, wo Milch und Honig floss, und dort wohnten nur faule Mexikaner, von denen hatten sie schrecklich viel zu befürchten — das war also das gelobte Land für sie, so wie bereinst Palästina das gelobte Land für die Juden gewesen war. Dort war nichts zu befürchten für sie als höchstens eine Befragung resp. Eroberung des Landes durch die Amerikaner. Aber an so etwas dachte man vor der Hand kaum — wenigstens nicht in weiteren Kreisen, denn gewisse Personen in Washington dachten schon sehr ernstlich daran und hatten schon ihre Vorbereitungen dazu in aller Eile getroffen. Davon aber wußten die Mormonen nichts. Brigham Young, so klug er sonst war, hatte keine blasse Idee davon, daß man in Washington schon seit Jahren die Einverleibung Californiens beschloffen hatte, und daß die an der Westküste von Amerika befindliche Flotte schon lange die Orde hatte, bei Ausbruch der ersten Feindseligkeiten an dem Aufbruch des Staates Theil zu ergreifen.

So schickten denn die Mormonen Väter eine Kolonie nach Californien — sie dachten sicher dabei, daß diese Kolonie der Ausgangspunkt, der Anfang eines mächtigen Mormonenreichs werden würde, und daß sie in wenigen Jahren stark genug werden würde, um dem etwaigen Andrang der Amerikaner Widerstand leisten zu können. Daß dieser Antrag so schnell erfolgen und daß sofort nach Befreiung des Landes daselbst Gold gefunden und dadurch Tausende und Abertausende von Leuten dahin gelockt werden würden, denen nichts weniger als Herzen lag als das Wohl und Wehe der Mormonen-Kirche — daran dachten sie nicht und konnten sie nicht denken.

Die Mormonen-Kirche ging im Februar 1845 auf dem Schiffe „Brooklyn“ von New York ab, unter der Führung von Samuel Brannon, angeblich nach Oregon. Es waren 240 Personen, fast lauter Mormonen, meistens Familien, im Allgemeinen ordentliche Leute, tüchtige Handwerker und Farmer. Brannon war damals 27 Jahre alt. Er stammte aus Maine und war von Joseph Smith in Ohio „beteuert“ worden, später hatte er in New York ein Mormonenblatt herausgegeben. Von Charakter war er muthig und unternehmend, und nicht übermäßig strupulös.

Die Reise ging ohne besondere Vorfälle von Statten und sechs Monate später traf das Schiff in der San Francisco Bay ein und zu ihrem größten Erstaunen und Aerger fanden die Mormonen das Land schon im Besitz der Amerikaner, anstatt der merikanischen Flagge wehten die Sterne und Streifen ihnen entgegen. Jetzt blieb ihnen nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen. Sie ließen sich in dem Dorfe Yerba Buena nieder, dem späteren San Francisco, begannen Land zu kaufen, Häuser zu bauen, u. s. w., und wurden bald ein werthvoller Theil der amerikanischen Bevölkerung. Brannon hatte seine Presse mitgebracht und einen jungen Sezer, Namens Edward C. Kemble, der aber nicht Mormone war. Sie druckten erst Plakate, Karten u. s. w., dann vom Oktober d. J. an Kriegs-Neuigkeiten, vom Januar 1847 an ein Wochenblatt, den „California Star“. Im April 1848 druckte sie eine Spezialausgabe zur Vertheilung im Mississippi-Thale, in welcher alle die vorzüglichen Californien besprochen wurden, der Verfasser war Dr. W. J. Bourgeois. Bald aber wurde das Gold entdeckt und nun waren keine Extrablätter mehr nöthig, um Californien zu „puffen“. Außer seiner Druckerei erwarb nun Brannon einen Antheil an einem Laden in Sutters Port und er soll dabei, wie das Gerücht sagt, im Sommer von 1848 etwa \$100,000 per Monat verdient haben. Enttäuscht würde das nur durch die Fancypreise sein, welche damals herrschten. Er verdiente auch viel durch Land-Spekulationen in der neuen Stadt Sacramento, schickte Handelschiffe nach entfernten Stationen an den Flüssen, baute Häuser in San Francisco und suchte sozusagen in allen Töpfen. Eines der ältesten Häuser in San Francisco wurde von ihm errichtet, welches später die Nummer 30 an Washington Street, nahe Jackson- und Dupontstreets. Er war bald einer der besten und besten Bürger von San Francisco. Reichlich fleuete er zur Errichtung des Feuerdepartements bei, gab viel Geld für wohltätige Stiftungen, war Mitglied des Vigilanz-Komitees von 1851 bis 1856 und galt für den reichsten Mann im Staate. Aber er wollte zu viel erreichen und das war sein Unglück. Große Feuersbrünste und die Ueberschwemmungen des Sacramento und das Hellschlagen eines grobhartigen Unternehmens, der Errichtung eines Vergnügungs-Resort in Calistoga, brachten ihn zum Bankrott. Er ging nach Merito, aber auch dort glückte es ihm nicht, und er verarmte schließlich ganz. Beliebt war er nie gewesen, dazu war er zu roh und ungebildet, aber er war in gewissem Sinne liberal und großherzig, und so lange er reich war, kam Niemand vergeblich zu ihm, der für irgend einen guten Zweck Geld brauchte oder in Noth war. Und vor allen Dingen galt er für einen durchaus ehrlichen Mann.

Was seine Stellung zu der Mormonen-Kirche anlangt, so wird darüber Folgendes berichtet: Als er noch das Haupt der Mormonen-Kolonie in Californien war, soll er von den Mormonen die üblichen Rechten für die Kirche eingezoogen haben, dann aber, als ein Agent Brigham Youngs erschien, der diese Rechten von ihm einforderte, soll er, unter Behauptung des Unfandes, daß diese Rechten in der Mormonen-Sprache „the Lord's money“ genannt wurden, geantwortet haben, er sei bereit, das Geld abzuliefern, wenn der Lord ihm eine eigenhändige Quittung dafür gebe, aber sonst nicht, denn kein Anderer als der Lord habe ein Anrecht auf dieses Geld. Was er mit dem Gelde gethan hat, falls er überhaupt solches kollektirt hatte, ist nicht bekannt. Er selbst trat bald darauf aus der Mormonenkirche aus, schloß sich aber keiner andern an.

Die Rache.

Stizze von R. v. d. K l e i n a u.

Heute sah ich ihn wieder, der einst mich geliebt mit seiner ganzen stolzen Kraft. Ich aber war feig und erbärmlich, gab Hülftler im Tausche für edles Gold, werthlosen Tand für kostbare Perlen. Vielleicht auch hielt ich selbst damals den Tand für edel. — Vielleicht. —

Aber der Ernst der Viele schredte mich. Ich ließ ihn gehen. Daß er ging, ohne zurückzublicken, gab mir einen Stich in's eitle Herz, das ewige Liebe verlangte, ohne sie selbst zu empfinden. —

Aber heute habe ich gebüßt. — Zufällig trafen wir uns, unter gleichgültigen Menschen, Bekannten. Höflich reichte er mir die Hand, freundlich sah er mich an. Und ich verstand: Sein Herz hatte überwinden, vergeben. Gänzlich gelöst war der alte Mann. Mich aber traf es ins Herz. Mich fachte jäh der vollen Erinnerung herbes Leid. Im Geiste hörte ich sein Lachen, sein altes Lachen, so herzlich, wie er's nur ge-lacht; vernahm seine feurigen Worte, den eigenen Klang, den mein Name in seinem Munde annahm. — Und leise, unhörbar, mit erbligten Lippen, formte ich ihn stotternd nach... —

„Vergebung, meine gnädigste Frau! Ich rief nur meinen Hund! Gewiß! Ich auch gnädige Frau meiner Meinung, daß gerade dieser Name, vom Jüchter ausgewählt, schlecht paßt für ein treues Thier...“

„Stimmt. —“

„Man sollte nie einen Mann nach den Kleidern beurtheilen, die er trägt!“

„Sehr richtig; eher nach denen, die seine Frau trägt!“

Der schwerste Mann Europas, der Hotelbesitzer Hans Fromm in Wittenberg in Sipppeuren, ist nach einem längeren schweren Leiden verstorben. Fromm wog 525 Pfund und war in den weitesten Kreisen bekannt. Bei einer Größe von 1,71 Meter hatte er eine Brustweite von 1,80 Meter und eine Hüftweite von 1,97 Meter. Fromm war trotz seines riesigen Körpergewichts ein lebenslustiger Mann, konnte sich jedoch bei seiner riesigen Körperfülle nur langsam bewegen; auch sein Haus verließ er nur äußerst selten. Zuletzt soll es im August 1900 geschehen sein, als er sich auf einem mit zwei Schemen bespannten Wagen nach dem Bahnhof begab, den er noch nicht gesehen hatte. Die Fahrt war ein Ereigniß für das Städtchen. Große Schaaren von Erwachsenen und Kindern gaben ihm das Geleit. Fromm war erst nach seiner Verheirathung verstorben. Alle Entsetzungen hatten nichts gefruchtet. Appetitlosigkeit konnte er nicht; es schmeckte ihm stets recht gut. Nur die Sommerhitze bereitete ihm Unbehagen. Fromm sollte in Paris ausgefittelt werden, eine große Summe war ihm dafür geboten. Er war auch geneigt dazu, aber die Eisenbahn streifte. Fromm war nicht in einen Personenzug hineinzubringen, und in einem Packwagen wollte er nicht reisen. Es hätte also ein besonderer Eisenbahnwagen beschafft werden müssen. Da ein gewöhnlicher Stuhl die Last nicht zu tragen vermochte, bemerkte man in seinem Hotel einige Stühle von besonders dauerhafter Art. — Bis 1904 war der 58 Jahre alte Engländer Thomas Longley der dickste Mann. Er hatte ein Gewicht von 584 Pfund und starb an Krebs. Die Eisenbahn pflegte ihm zu seinen Reisen einen besonderen Eisenbahnwagen bereitzustellen. In London benutzte er zu seinen Ausfahrten statt der Droskies einen Möbelswagen. Nach dem Tode Longleys fiel die Ehre des Dicksten auf Fromm.

Die Rache.

Stizze von R. v. d. K l e i n a u.

Heute sah ich ihn wieder, der einst mich geliebt mit seiner ganzen stolzen Kraft. Ich aber war feig und erbärmlich, gab Hülftler im Tausche für edles Gold, werthlosen Tand für kostbare Perlen. Vielleicht auch hielt ich selbst damals den Tand für edel. — Vielleicht. —

Aber der Ernst der Viele schredte mich. Ich ließ ihn gehen. Daß er ging, ohne zurückzublicken, gab mir einen Stich in's eitle Herz, das ewige Liebe verlangte, ohne sie selbst zu empfinden. —

Aber heute habe ich gebüßt. — Zufällig trafen wir uns, unter gleichgültigen Menschen, Bekannten. Höflich reichte er mir die Hand, freundlich sah er mich an. Und ich verstand: Sein Herz hatte überwinden, vergeben. Gänzlich gelöst war der alte Mann. Mich aber traf es ins Herz. Mich fachte jäh der vollen Erinnerung herbes Leid. Im Geiste hörte ich sein Lachen, sein altes Lachen, so herzlich, wie er's nur ge-lacht; vernahm seine feurigen Worte, den eigenen Klang, den mein Name in seinem Munde annahm. — Und leise, unhörbar, mit erbligten Lippen, formte ich ihn stotternd nach... —

„Vergebung, meine gnädigste Frau! Ich rief nur meinen Hund! Gewiß! Ich auch gnädige Frau meiner Meinung, daß gerade dieser Name, vom Jüchter ausgewählt, schlecht paßt für ein treues Thier...“

„Stimmt. —“

„Man sollte nie einen Mann nach den Kleidern beurtheilen, die er trägt!“

„Sehr richtig; eher nach denen, die seine Frau trägt!“



Wittwer (zur Haushälterin): Das sage ich Ihnen gleich, Spinat mit Ei darf mir nicht mehr auf den Tisch kommen, das habe ich 30 Jahre lang zweimal in der Woche essen müssen.